

verlag die brotsuppe

DAZWISCHENTÖNE

Hans J. Ammann

Kolumnen

Hans J. Ammann
DAZWISCHENTÖNE
Kolumnen

verlag die brotsuppe



Hans J. Ammann

DAZWISCHENTÖNE

Kolumnen

Vorwort von Samuel Moser

verlag die brotsuppe

Für Ariane

Bis auf eine wurden die Kolumnen in den Jahren 2007 bis 2013 im Bieler Tagblatt auf der Kulturseite zum ersten Mal veröffentlicht. www.bielertagblatt.ch

www.diebrotssuppe.ch

ISBN: 978-3-905689-57-0

Alle Rechte vorbehalten

© 2014, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Umschlag, Gestaltung, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel/Bienne

Herstellung: www.cpibooks.de

**Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Inhalt

Die minimale Biegung der Untergasse Vorwort von Samuel Moser	7
Die Kultur und ihr Minister	11
Nach der Wahl ist vor der Wahl	14
Biel als Beispiel	17
Shakespeares Zeitgenossen	20
Land des Lächelns	23
»Schadensbegrenzung«	26
Alex	29
So nicht	32
Die Freude ist nicht rund	35
Klümchen	38
»Wolkenschattenboot«	41
Platon in Peking	44
Wähler oder Kunde?	47
Fliegen	50
Yes, we can	53
Krippenbesetzung	56
Jahreswechsel	59
Davos im Schnee	62
Das verlorene Paradies	65
Reden und schweigen	68
Die Welt in 50 Jahren	71
Zwischen Bankhalle und Theaterfoyer	74
Leere Köpfe nicken leichter	77
Heldenleben	80
Kulturkanton Bern	83
Stau	86
Die Schweiz: ein Traum?	88
Mauern	91
Die Welt als Monolog	93
Radwechsel	96
Eisbär, Ameise und Co.	99
Der Zeitgenosse	102
Die Gretchenfrage	105
Der Altbundesrat	108
Pfingstmorgen	111

»go ape«	114
Die Bewohnbarkeit einer Stadt	117
Die Uhr, die Zeit	120
Das Nationaltheater	123
Von den Mhen der Ebene	126
Josephslegende	129
Die Blicke des Tito Tettamanti	132
Neujahrswnsche	135
»Indignez-vous!«	138
Die Seele wohnt im Koffer	141
Menschliches Ermessen	144
Tagsatzung Kultur	147
Stele Nummer 9	150
Erfolg	153
Ikarus	156
Eine Frage der Haltung	159
Entgrenzung und Kontrolle	162
Leise Schreie	165
Ahnung vom Ganzen	168
Besuch im Spitalcaf	171
Fasnachtsimpressionen	174
Zum Beispiel Solothurn	177
Die Sprache der Autobahn	180
Pfingstwunder?	183
»Ich hatte einen Traum ...«	186
Fair Play	189
Schweigende Augen	192
Zauberworte	194
Tausend Fragen	197
»Ich entflammte zu neuer Sicht«	200
Der Olivenbaum	203
Unterbrechung	206
»Ich habe verstanden«	209
Erinnerung	212
Kultur der Achtung	215
Gewalt	218
Unescotheater	221
Das Lachen der Krise	224
Zwei Wanderungen	227
»Ich danke Ihnen fr Ihre Aufmerksamkeit«	230
Im Bieler Wartsaal	233
»Ein Mann weint nicht, fertig«	236
Der Autor	239

Die minimale Biegung der Untergasse

von Samuel Moser

Spieglein, Spieglein an der Wand... Auch wenn man die Kolumnen von Hans J. Ammann aus den Jahren 2007 bis 2013 liest, gäbe es Schöneres. Die Zeit ist aus den Fugen, lautet die Diagnose. Dass Hamlet das schon gesagt hat, bringt sie nicht wieder ins Lot. Auch nicht für den Theatermann, der Ammann ist.

Irgendeinmal möchte man mit Christa Appelt, »Europas exklusivster Partnervermittlerin«, rufen: »Ammann, das siehst du völlig falsch«. Aber es ist nicht Christa Appelt, es ist Ammann selber, der das in der Kolumne vom Januar 2008 schreibt. Ammann sieht, dass Ammann falsch sieht, und deshalb sieht Ammann auch richtig.

Zum Beispiel die »minimale Biegung der Untergasse«. Vielleicht ist sie das Schöneres. Aber wenn, dann ist das Minimale das Schöne. Die kleine Abweichung, die unauffällige Differenz. Man muss es sehen lernen. Man kann es mit Ammann sehen lernen. Und lesen. Schöner noch als die minimale Biegung der Untergasse ist der Ausdruck selber: wie viel Wenigkeit in jedem dieser Worte! »Was nun vermag Sprache gegenüber der Wucht des Faktischen?«, fragt Ammann im Januar 2013. Eben das, Ammann!

Ammanns Kolumnen sind ein Spiegel der Zeit. Vor fast genau fünfhundert Jahren erschien ein anderer »Spiegel«: Machiavellis

»Il Principe«. Ein Lehrbuch der Macht für einen von Füchsen und Löwen umzingelten Löwen und Fuchs. Machiavellis Fürst sollte das Misstrauen lernen. Er sollte lernen, kalt zu sein. Er sollte lernen, was wir das Böse nennen: Alles zu tun, was der Erhaltung der Macht dient, die er verkörperte als Diener des Staates, der er war. Ein Skandal.

Was genau ist der Skandal? Dass Machiavelli nicht das war, was wir heute einen Machiavellisten nennen: ein skrupelloser, mit allen Mitteln seine eigenen Interessen verfolgender Politiker. Hannah Arendt hat in ihren Vorlesungen »Über das Böse« hinter Machiavellis »Spiegel« geschaut: Der Fürst muss nicht lernen, böse zu sein. Er muss lernen, von sich selber abzusehen, von seinen Neigungen zum Guten ebenso wie von seinen Neigungen zum Schlechten. Menschen mit Neigungen sollten sich aus der Politik heraushalten. Ein düsteres Bild der Politik zwar, aber nicht des Menschen!

Ammann versucht, die Politik und den Menschen zu versöhnen. Seine »Dazwischentöne« sind ein »Antimachiavell«, um einiges konsequenter noch als der, den der aufgeklärte Monarch Friedrich der Grosse 1740 verfasste. Den Menschen versteht Ammann wie Aristoteles als »zoon politikon«. Heute würden wir sagen: als Staatsbürger. Das verlangt von ihm mehr, als unbeteiligt und unbeschadet in einem Verband mit anderen zusammenzuleben.

Ammanns Kolumnen sind kein Fürstenspiegel, sondern ein »Bürgerspiegel«. Ein Lehrbuch für den Bürger als »Fürst«, als souveränes Subjekt, das die Verbindung mit den anderen zu seinem Willen macht. Dabei bleibt er immer Einer. Immer sich selber, sei es privat oder öffentlich. Auf der Trennung der beiden Bereiche beruht Ammanns Politikverständnis. Die Politik muss dem Bürger einen Einsamkeitsraum schaffen und diesen schützen. Und der Bürger muss ihn dann gegen die Politik behaupten, manchmal auch gegen den Schutz, den sie ihm geben möchte. Ein gehöriges Stück Arbeit für den Einzelnen, weil es immer auch die Repräsentation des Anderen in ihm verlangt.

Wenn ich von diesem Einzelnen rede, rede ich von Ammann selber. Seine Kolumnen machen vor, worum es ihnen geht: um unsere Wachheit, um unsere Präsenz als Bürger.

Für Machiavellis Fürsten ist Politik Kunst. Der Staat ist die Bühne, auf der sein Spiel zu gewinnen oder zu verlieren ist. Sieger wird, wer sich am besten verstellen kann. Aber auch der Theatermann Ammann bleibt unbeirrbar Antimachiavellist. Als Theater wäre Politik schlechtes Theater und deshalb auch keine gute Politik. Politik, so Ammann, ist Kultur. Wie auch Theater Kultur ist, aber erst dann, wenn es aufhört schlechtes Theater zu sein: Kulissenschieberei, Maskeraden – Theatertheater wie die Politik, vor allem wenn's um Wahlen geht. Theater als Kultur heisst: die Gesichter hinter den Masken »erkennbar« werden lassen. Es heisst entlarven, aber nicht blossstellen. So wird auch das Theater mit der Politik versöhnt.

Ammanns Kolumnen sind nicht Garnitur, die sich eine Zeitung am Rande gerade noch leistet. Natürlich gibt es darin Ephemeres. Oft genug ist es genau das, was im Moment der Aktualität gar nicht so erschien. Wer weiss heute noch, was am 25. November 2009 in der Schweiz so wichtig war? Blocher, Köppel, Vasella, Ospel, der Blatter Sepp, Tettamanti Tito, Sarkozy Nicolas, Berlusconi Silvio und das Klum Heidi: Das sind für Ammann Anlässe, niemals Gründe zu schreiben. Seine Kolumnen funktionieren auch ohne sie. Wiewohl schlicht »Dazwischentöne« genannt, geht es ihnen um das Ganze. Wie in allen philosophischen Konzepten ist auch hier das Ganze etwas anderes als die Summe seiner Teile. Und doch nicht das Vollständige, Unveränderbare. Das Ganze ist das Elementare, Substanzielle. Ammanns Kolumnen sind weder Wahrheitsbehauptungen noch Meinungsäusserungen. Sie fragen nach der Wahrheit, wie schon einmal einer nach der Wahrheit gefragt hat vor bald zweieinhalb Jahrtausenden in Athen, als die Menschen unter einem »freien Markt« noch den Platz mitten in ihrer Stadt verstanden, auf dem sie ihre Bürgerrechte übten.

Zeiterscheinungen beobachtet Ammann genau –, aber dann stellt er die Frage nach der Zeit selber. Der Globalisierung stellt er das Universale entgegen. Das ist keine blossе Nuance. Während die Globalisierer versuchen, die Welt rundum abzugrasen, ist Ammanns universales Denken meditativ, wenn nicht in letzter Konsequenz sogar religiös. Es bedeutet Konzentration auf das Eine. Gegen die Gier, die Dinge grenzenlos zu vermehren,

weckt es das Begehren, zu ihrem Kern vorzustossen. Gegen den Kult des Neuen bewahrt es die Anfänge. Auf diesem Hintergrund muss Ammanns – antimachiavellistischer – Aufruf zum Vertrauen begriffen werden.

Ammanns Kolumnen sind keine Annalen, dennoch ist es sinnvoll, sie chronologisch zu lesen. So wird ein ungewöhnlicher Subtext lesbar: die Ermüdung. Nicht die, jahrein, jahraus monatlich eine Kolumne zu liefern, sondern die unserer Welt selber. Sie ist langweilig. Sie bietet täglich nur mehr vom selben. Ammanns Kolumnen entlasten uns mit keiner spannenderen. Sie verweigern sich der »Erregungs- und Konsumgesellschaft«. Und der Utopie. Auch Machiavelli wollte als Realist verstanden werden, ein weiterer Skandal seines »Spiegels«. Immerhin: Ammann nennt sich selber »Realutopist«. Wenn er hinter seinem »Spiegel« auf etwas Schönes stösst, erfindet er es nicht. Er findet es, weit weg von den Zentren und Aktualitäten: bei einem Greis, bei einer Verstorbenen, an der Barentsee, in einem Kloster in Süfrankreich. Oder an der »minimalen Biegung der Untergasse«.

Die Kultur und ihr Minister

Die Schweiz träumt. Das Land hat einen neuen Kulturminister.

Heinrich Gartentor, der bisherige Amtsinhaber, hat die Türe hinter sich zugemacht, einen letzten, sanft grimmigen Blick auf das Publikum geworfen, das sich am Samstagabend im Bieeler Stadttheater versammelt hat, um den Neuen zu begrüßen, einen jungen Schriftsteller: Dominique Riedo, aus dem Luzernischen.

Die Schweiz träumt nicht. Sie hat einen bundesrätlichen Kulturminister. Einer, der in das schweizerische Politsystem eingebunden ist, einer mit dementsprechendem nüchternen Blick. Einer, der nicht Gartentor heisst, der in seiner Amtszeit Reden gehalten hat, geradezu träumerische, zum Spargelanbau in Europa zum Beispiel. Das eigentliche Thema dieser Rede war die Beschreibung der poetischen Möglichkeiten der Brüsseler Amtsstuben und amtlichen Verordnungen, die Notwendigkeiten des Spargelanbaus betreffend. Gartentor gelang es immer wieder, die Absurditäten der Realpolitik kenntlich zu machen, mit sanft grimmiger Zunge, so jedenfalls, wie es sich – naturgemäss – kein Parlamentarier, kein Mitglied der Exekutive leisten kann.

Die Idee, einen gleichsam kulturellen schweizerischen Kulturminister zu etablieren, einen, der nicht im System steckt, einen, der träumen darf, einen, der die Kulturpolitik zum Tanzen bringen könnte, eine unabhängige Stimme der Schweizer Kultur,

diese Idee wurde vor zwei Jahren am »Forum des Artistes« in Biel mit der Wahl von Gartentor umgesetzt. Den Initianten Adi Blum und Beat Mazenauer sei Dank, ebenso den über dreitausend Kulturschaffenden und Kulturfreunden, die sich in den letzten Wochen für eine Fortsetzung dieser Idee eingesetzt haben.

Wie schwer es ist, Kultur und Politik zu verbinden, das zeigten die beiden Podiumsdiskussionen des Tages, die eine am Nachmittag, übertitelt mit »Wer trägt die Verantwortung für Kultur?«, die andere am Abend, mit schwergewichtigen Realpolitikern, Kultursprechern ihrer jeweiligen Partei: Kurt Fluri (FDP), Hans-Jürg Fehr (SP), Ruth Genner (Grüne), Oskar Freysinger (SVP).

In beiden Diskussionen, in die (leider!) weder der alte noch der neue Kulturminister eingebunden wurde, ging es zunächst und hauptsächlich um das Thema Kulturfinanzierung. Es ist wie immer in solchen Debatten: Es ist leichter, über Geld zu reden als über Kultur. Weil niemand so recht weiss, wie man mit einem so vagen Begriff umgehen soll.

Wer also trägt die Verantwortung für Kultur, für eine Wirklichkeit, die so schwer zu fassen ist? Hans Stöckli, Stadtpräsident von Biel, zog sich zunächst elegant aus der Affäre: Wir, also die Kulturschaffenden selbst, wir tragen die Verantwortung. Das Interessante an seinen Ausführungen war dann, dass er einen zweiten Verantwortungsträger ausgemacht hat: die privaten Geldgeber, Sponsoren oder Mäzene, wie auch immer. Und erst im dritten von ihm beschriebenen Verantwortungskreis erscheint die »öffentliche Hand«, vertreten für Stöckli »vornehmlich durch den Bund«. In dieser Hierarchisierung der ökonomischen Verantwortungsträger für Kultur zeigt sich für mich (und auch für viele andere, die sich mit diesen Fragen befassen) eine schwerwiegende Tendenz, über deren Ursachen und Auswirkungen in beiden Diskussionen viel zu wenig reflektiert wurde: der langsam schleichende Rückzug der »öffentlichen Hand« aus einer für mich fraglos öffentlichen Verantwortung. Diese hat Fluri pointiert mit dem Satz ausgedrückt: »Der Markt ist eine Wirtschaftsordnung, aber keine Lebensordnung«. Am Abend dann, gottseidank, die Korrekturmeldung. Grüne und SP, sogar die FDP, plädieren dafür, dass der Bund seinen Kulturetat (heute 0,3% des Gesamt-

haushalts, das sind laut Ruth Genner etwa 240 Mill. Fr./Jahr) aufstocken möge. Warum »gottseidank«? Privatisierung ist heute, im Zeitalter neoliberaler Glaubenssätze, auch die Heilsbringerin in Sachen Kulturfinanzierung. Oskar Freysinger machte aus seinem SVP-Herzen keine Mördergrube.

Wer also trägt die Verantwortung für Kultur in diesem Land? Das sind natürlich zunächst wir, die Kulturschaffenden. Wir tragen die Verantwortung für die Qualität des »Produkts«, das wir herstellen.

Kultur aber geht tiefer. Die von uns gewählten Parlamentarier sind die »verkörperte Schweiz«. Sie haben jeden Tag mit der Frage zu tun, was die Demokratie Schweiz im Innersten zusammenhält. Das ist nicht die AHV oder die Armee. Das ist auch keine Frage des Geldes. Das ist eine Frage, die mit der Fähigkeit verbunden ist, die Lebens- und Entwicklungsgrundlagen dieser in langen kulturellen, ideellen, politischen und ökonomischen Auseinandersetzungen gewachsenen Willensnation zu erkennen. Dieses Erkennen ist Substanz eines kulturellen Bewusstseins.

Wenn ich mir nun aber den Fernsehabend vor dem Kulturtag in Biel in Erinnerung rufe, die Arena-Nichtdebatte zum »Geheimplan«, dann wird mir schlecht. Dann erkenne ich lähmende Machtspielchen, parteipolitische Hahnenkämpfe, argumentative Versteckspiele, die mich an mein früher- oder späterkindliches »Indianerlen« erinnern, dann erkenne ich eine Politikarmut im Geiste, die mich erschüttert.

Demokratische, politische Kultur beginnt unter anderem mit der Fähigkeit zuzuhören, Argumente von kalkulierten Emotionen zu trennen. Politik ist nicht Theater, Politik ist nicht Unterhaltung, wie die Medien es uns Wählern weismachen wollen.

Wer soll für mich die »kulturelle« und die »politische« Schweiz verkörpern? Wer die Verantwortungen sichtbar, begreifbar, konkret machen? Vielleicht ein Kulturminister, der uns, die Wähler, aber auch die Parlamentarier daran erinnert, dass Kultur nichts anderes ist als die Ausdrucksmöglichkeit unseres gesamten Existierens, des individuellen, wie des gesellschaftlichen.

September 2007

Nach der Wahl ist vor der Wahl

Wochenlang musste ich das Lächeln aushalten, das landauf, landab von den Wahlplakaten perlte, die frischen, in die Zukunft gerichteten Blicke, die blankweiss geputzten Gebisse, die Sätze, die kühn und unbedarft daherkamen: Es ist Zeit für neue Wege. Wir wollen eine wachsende, intelligente und offene Schweiz. Oder: einen Schritt voraus. Oder: Wir bauen an der Zukunft. Oder: Bern bewegen! Oder: christliche Werte. Menschliche Politik.

Seit gestern haben sich viele Lippen und Zahnreihen wieder geschlossen, lächelnde Gesichter sind erstarrt, Wunden werden geleckt, Triumphe gefeiert, Konstellationen überprüft, blitzschnell machtpolitisch ausgemessen, es sind ja nur noch wenige Wochen bis zur Bundesratswahl.

Die realen, knallharten politischen Interessen bahnen sich neu zu berechnende Wege, die flotten Sprachkostüme werden gewechselt, die Maskenbildner haben weniger zu tun, die wieder alltäglicher gewordenen Politgesichter verraten entweder lautstark, gar nicht oder nur durch leises Lächeln ihre Interessen, wenn man sie auf die Bundesratswahlen anspricht.

Nationale Wahlen sind die hohe Zeit des Staatstheaters »Schweiz«. Wie steht es da, unser Staatsgebilde? Die »Süddeutsche Zeitung« schreibt (9.10.2007): »Mit einem Satz: Die Furcht ist gross, dass die Globalisierung, von der die Schweiz bislang nur profitiert hat, dem Land seine Identität rauben könnte. Die

Schweiz lässt sich nicht länger schützen vor dem Druck der globalen Märkte und dem Druck Europas.«

Identität des Ganzen beginnt mit der Identität des Einzelnen, mit der Identität des Politikers: Ist er sich sicher in seinen politischen Zielvorstellungen? Ist sein politisches Handeln Karrierebewegung oder mehr? Wie tariert er Machtinteressen und Sachfragen aus? Wie geht er mit Verschweigen und Zerreden um? Wie bewährt er sich als Staatsschauspieler, d.h. wie glaubhaft wirkt er vor der Kamera, ohne die politisch nichts mehr geht?

Was haben wir Wähler von unseren neuen und alten Staatsschauspielern zu erwarten, von deren Phantasie, politischer Darstellungskraft, von der Durchdringung uns notwendig beschäftigender Fragenkomplexe (etwa Verkehr, Klima, Finanzen, Europa, Sozialwerke, Familie, Steuern, Landschaftsschutz ... und ... und), damit Entscheidungen glaubwürdig werden? Können sie ihre Sicht auf Wirklichkeit von den medial angeforderten Sprachhülsen und Selbstdarstellungsformeln trennen?

Die Anforderungen an uns, an die Wähler und an die von uns Gewählten, steigen mit jedem Tag in einer sich immer schneller, komplexer entwickelnden Wirklichkeit. Damit steigen auch die Ängste, die grossen Vereinfacher haben es leichter und leichter, liebi Manne und Froue! Die Wahlergebnisse vom Sonntag bestätigen dies.

Viele Wähler haben sich dadurch zu Kunden einer Politik gemacht, die mit zu einfachen Antworten komplizierte Fragen übertüncht. Zu Kunden von Politikern, die selbstvergessen oder berechnend versprechen: »Ihre konkreten Bedürfnisse sind Basis meiner Politik.«

Das Geschäft von uns Theatermachern besteht unter anderem darin, brüchigen persönlichen Identitäten nachzuspüren, diese Ihnen, unseren Zuschauern, darstellerisch möglichst attraktiv und spannend kenntlich zu machen, spielerisch zu lügen, um der Durch-Sicht willen, auf künstlerisch möglichst hohem Niveau. Wir haben es leichter als unsere realen Staatsschauspieler, die immer wieder gewählt werden wollen. Die jeden Tag entscheiden müssen, bin ich nun ich oder ein anderer, einer, der ich nun mit absoluter Gewissheit nicht sein will, aber

muss, weil es ein anderer, der mächtiger ist als ich, es so haben will? Sonst fliege ich von der Besetzungsliste und im nächsten Stück komme ich nicht mehr vor.

Das Geschäft des Politikers besteht nun mal darin, im Gegensatz zu uns, so über eine bestimmte Wirklichkeit von Politik nachzudenken und daraufhin Entscheidungen zu treffen, dass er in der Mitte von deren Auswirkung und Ausstrahlung bestehen kann. Wie oben angedeutet. Identisch also mit sich selbst. Man nennt das Gewissensentscheidung. Das Gewissen allerdings kann dummerweise Quelle von Lüge und Wahrheit zugleich sein, in kalkulierter und raffinierter Mischung. Man kann das bei Shakespeare eindrücklich nachlesen. In dessen Stücken gibt es Gewissensinhaber, die Schwierigkeiten haben im Überblicken der weiten Felder, die sich zwischen Wahrheit und Lüge auf-tun. Das ist im Bundeshaus nicht anders. Den nachdrücklichen Abbau dieser Schwierigkeit wünsche ich mir von den alten und neuen Staatsdarstellern für die neue Legislaturperiode. Um der Identität der Schweiz auf die Sprünge zu helfen. Und um die Bundesratswahl vom 12. Dezember erträglicher zu machen.

Oktober 2007

Biel als Beispiel

Biel ist eine Stadt, aber nicht eine wie jede andere. Jahrhundertlang eine kleine Landstadt, eingezwängt zwischen Jurasüdfuss und Schwemmebene der Schüss, dann, im 19. und 20. Jahrhundert Entwicklungssprünge, die das Attribut »Zukunftsstadt« geradezu herbeizwangen. Was für eine Stadt, die einer ihrer Strassen den Namen »Zukunftsstrasse« verliehen hat! Eine »kleine Weltstadt« wie Robert Walser liebevoll notiert hat?

Es gibt Zweifel. Eine Stadt ist mehr als eine Ansammlung von Häusern, ist mehr als die Summe ihrer gegenwärtigen Einwohner, ist mehr als eine mehr oder weniger attraktive Aufreihung von Einkaufsmöglichkeiten, ist mehr als ein Schauplatz des Vergnügens und der Freizeitgestaltung, ist mehr als ein tagtägliches Gewusel von Menschen auf Glückssuche.

Gehe ich durch die Altstadt, langsam, so spüre ich die unendliche Zahl von Geschichten, von Lebens- und Gestaltungsschichten, spüre ich die Anstrengungen von Generationen, sich Bedingungen zu schaffen, die mehr als nur Überleben bedeuten. Die minimale Biegung der Untergasse, die trichterförmige Obergasse, der »Ring«, einer der schönsten mittelalterlichen Plätze, die ich kenne, meine Augen werden verwöhnt, der leicht abfallende Burgplatz mit dem samstäglichem Markt, der nicht nur zum Einkaufen da ist, der Menschen zusammenbringt, intensiver, fröhlicher, als dies in irgendwelchen Warenhäusern oder Einkaufszentren möglich ist. In der Altstadt lässt sich das Gemurmel vergangener Jahrzehnte, gar Jahrhunderte hören für diejenigen, deren Hörgänge noch nicht verstopft sind. Sie bie-

tet unseren Augen Spazierwege, immer wieder voller Überraschungen. Sie ist ein Ort, eine Kostbarkeit aus meiner Sicht, die es, in einer Zeit zunehmender Ortlosigkeit, mit allen Mitteln zu schützen gilt. Von innen und von aussen. Unser Bewusstsein ist angewiesen auf eine Verortung, die Freiräume lässt, auf das Hin und Her von Bewegung, auf ein Dorthin, was ein Hiersein nicht ausschliesst.

Überquere ich die Kanalgasse, so betrete ich andere Zeiträume, andere städtebauliche Möglichkeiten und Lösungen tun sich auf, gelungene und misslungene. Ich spüre in dieser Stadt eine Phase des Triumphs der Abrissbirne. Hirnlos. Architekturqualität, Fassadenschönheit, zu vieles wurde verspielt. Es ist nur mit wenigen Beispielen gelungen, das Verlorene mit neuen, überzeugenden Konzepten auszugleichen oder gar wettzumachen.

Und nun höre ich schon seit einiger Zeit, wie viele andere auch, von der städtebaulichen und architektonischen Verriegelung der Altstadt. Haben denn die Zuständigen und Verantwortlichen nicht begriffen, dass unsere Augen mitspielen im Bewohnen einer Stadt? Dass es nicht nur um Geschossanzahl, um Brutto- und Nettoflächen geht und deren Vermarktungsmöglichkeiten, sondern dass es darum geht, mit äusserster Sorgfalt den ohnehin gefährdeten Stadtkörper Biel in seiner Vielfältigkeit und noch vorhandenen Qualität zu schützen?

Jeder, der Biel mag, gar liebt, kann der Höhe der geplanten Überbauung des Gassmann-Areals nicht zustimmen. Die ohnehin fragile Beziehung zwischen Altstadt und »Neustadt« würde dadurch zerstört. Noch mehr Selbstzerstörung kann sich diese Stadt nicht leisten. Stadtarchitektur, Stadtplanung ist nie nur Arbeit für eine durchkommerzialisierte Gegenwart, sie ist ebenso Arbeit für eine Zukunft, die möglicherweise und hoffentlich versucht, Ökonomie, Funktionalität und ästhetische Qualität zu versöhnen. Dass dies sehr anspruchsvoll und schwierig ist, das wissen die Bewohner von Biel, sonst gäbe es nicht einen solch energischen Widerstand gegen die Absicht, das Bahnhofsbuffet und den Wartesaal grundlegend zu verändern mit der schmalen Zusicherung, die Wandmalereien von Philippe Robert zu erhalten. Ein Wartesaal hat zu tun mit Zeit.

Also auch mit Warten. Wartend spüren wir Zeit. Ein Wartesaal ist auch ein Innehalten der Wartenden vor der Wegfahrt, mit Geduld oder Ungeduld. Die Wandmalereien von Robert können nicht von der Funktion dieses Raumes getrennt werden. Wo sonst in dieser Stadt gibt es eine derartig poetische Verflechtung von Raumgestaltung und Funktion?

Jede Stadt ist ein Versammlungsort von Menschen mit und in ihren Geschichten. Eine mittelgrosse Stadt wie Biel hat die Chance, mit dieser Existenzvoraussetzung individueller und damit für jeden Einzelnen ablesbarer umzugehen als dies Städteplanern aufgegeben ist, die mit Monumentalarchitektur Megacities aufzurüsten haben. Es kann nicht sein, dass die offenbar dicken Bretter vor den Köpfen der Zuständigen und Verantwortlichen noch so in die Breite wachsen, dass sie den Blick auf Biel ganz und gar versperren.

November 2007

Shakespeares Zeitgenossen

Einer der genialsten Menschenkenner, Politikbeobachter und Fallhöhenpezialist, den die europäische Kultur hervorgebracht hat, heisst Shakespeare. Der grosse Autor wäre letzte Woche, am Mittwoch und Donnerstag, sehr vergnügt auf der Zuschauertribüne in der Herzkammer des schweizerischen Politikbetriebs gesessen und hätte sich unaufhörlich Notizen gemacht.

Er hätte sich gefreut über diesen hinreissenden, hochtheatralischen Vorgang, dem Zerreißen eines Vorhangs gleich: der Jubelschrei auf der linken, die versteinerten Gesichter auf der rechten Seite. Sekunden, in denen sich Politmasken in Menschengesichter verwandelten, ohne Wenn und Aber, ungeschützt, unkalkuliert. Keine lächelnde Distanz mehr zwischen Maske und Gesicht, die so oft, eigentlich immer, die politische Auseinandersetzung alltagstauglich macht – und damit für Aussenstehende so schwer erlebbar, fassbar. Und auch langweilig. Wenigstens für einen Autor, der um 1600 herum geschrieben hat, einer Zeit, in der von Demokratie noch keine Rede war.

Er wäre mit Kenneraugen am Mittwochabend vor dem Fernseher gesessen, hätte sich die Sendung »Classe Politique« angeschaut, hätte einmal mehr einiges erfahren über Drehungen und Wendungen, über das langsamere oder schnellere Entstehen neuer Politmasken, was er als Zeitgenosse Elisabeths der Ersten so gut kannte. Menschen sind Menschen, egal ob in einem

demokratischen oder feudalen System. Emotionen sind nie demokratisch.

Am Mittwoch entstand für eine Politikerin eine Grenzsituation, mit der er sich wohl besonders gerne befasst hätte. Eveline Widmer-Schlumpf, sie wurde gewählt als Nachfolgerin von Blocher, hat sich Bedenkzeit erbeten, so ungefähr zwanzig Stunden, bis am Donnerstagmorgen um acht Uhr. Sie brauche diese Zeit, um klar Ja oder Nein sagen zu können. Was für eine Nacht davor! Eine Nacht, angefüllt mit Einsamkeit, Gesprächen, Überlegungen, sich selber Fremdsein, aber auch eine Nacht der Hoffnungen, des Spürens von Verantwortung sich selber und anderen gegenüber. Eine Nacht für das Notizbuch unseres vorübergehenden Zeitgenossen Shakespeare auf der Beobachtertribüne, der nur ganz kurz, tagsüber, nach dem entscheidenden Wahlgang, das entgeisterte Gesicht der Condottieregattin Silvia Blocher wahrnahm. Condottiere? Ja, so kam er ihm vor, der Politiker, der nach der Vereidigung der neuen Bundesrätin auftrat. Ein Politiker aus einer anderen Zeit, aus seiner Zeit, einer, den er in allen Facetten in seinen Stücken beschrieben hat, einer, der so genau hineinpasste in vordemokratische Strukturen. Unser Autor war selber erstaunt, in einer so differenzierten und weitentwickelten Demokratie, die er allerdings nur vom Hörensagen kannte, eine ihm solch vertraute Figur zu erleben.

Dies vor allem nach der Abschiedsrede Blochers. Die hielt er als beleidigter, enttäuschter, zorngefüllter italienischer Condottiere, Alleinherrscher, sagen wir mal über das Herzogtum Parma, nein, besser Mailand, Renaissancezeit, also Shakespearezeit. Die Rede provozierte in unserem Politbeobachter viele Fragen. Fragen nach der Grösse eines Politikers, nach der Beziehung eines Einzelnen zum Ganzen, nach dem Verhältnis dieses Politikers zu seiner Fraktion. Diesen Begriff kannte er natürlich überhaupt nicht, diese demokratische Grundeinrichtung. Er stellte nur fest, dass da ein Caspar Baader auftrat, wohl Anführer dieser Gruppe von Vasallen, der, innerlich sehr erregt, Gewittersätze formulierte, die ihn an sein eigenes Stück »Julius Cäsar« erinnerten.

Vasallen: Das Stichwort interessierte ihn. Er erhielt Material für sein Notizbuch über die Fernsehkommentare, die er mitkriegte. Er hat leise lächelnd einem Parteisekretär Rutz zuge-

hört, eine Figur, die ihn an viele Figuren in seinen Stücken mahnte und der in die Kameras rief: Sie werden es bereuen! Kassandrarufe noch und noch. Auch von einem Herrn Mörgeli, dessen Namen er aus lautmalerischen Gründen besonders schätzte: Die neue Ministerin müsse in Zukunft das Bundeshaus durch die Hintertür verlassen! Andere Vasallen riefen: Verrat! Wortbruch!

Eine Sache ging ihm nicht aus dem Kopf. Er hatte während dieser zwei Tage vieles begriffen, hatte eine unglaubliche Leidenschaftlichkeit in einem für ihn fremden Lande erlebt, die ihn an die Zeit Heinrichs des Achten erinnerte. Aber Wörter wie »Konkordanz«, »Kollegialität«, »Toleranz« waren für ihn neu. »Amtsgeheimnis« allerdings nicht. Seine ihm vertrauten Polit-Zeitgenossen bestanden eigentlich nur aus »Amtsgeheimnis«. Er fragte sich, warum der zorngefüllte Blocher in seiner Abschiedsrede diese Wörter mit einer erstaunlichen Verächtlichkeit benutzte, hatte er doch in diesen Tagen gelernt, dass die Wirklichkeit hinter diesen Wörtern ein solch fragloses Vasallentum, wie er es erlebt hatte, verhindern könnten. Dass diese Begriffe einen Gegenentwurf markieren könnten zu Überlegungen, wie sie ihm aus dem »Principe« von Machiavelli vertraut waren.

Wie auch immer: Unser Autor war zufrieden mit den beiden Tagen, sein Notizbuch angefüllt mit Material für ein neues Stück. Das könnte heissen »Herkules und der Stall des Augias«. Da ist ihm allerdings einer schon zuvorgekommen, Dürrenmatt mit Namen. Ein anderer Schweizer Berserker. Als er davon hörte, lehnte er sich entspannt zurück. Er wusste ja, dass er die besseren Stücke schon geschrieben hatte. »Lear« etwa, »Macbeth«, gar »Richard der Zweite«, oder »Wie es Euch gefällt«. Lektüre für frohe Weihnachtstage. Danke Shakespeare!

Dezember 2007